

Elisabeth braucht Liebe : aus dem Leben eines geistesschwachen Mädchens

Autor(en): **E.Brn.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers**

Band (Jahr): **28 (1957)**

Heft 12

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-809100>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Alles Wissen, das nicht im praktischen Leben fundiert ist, bleibt wertlos.

Es liegt auf der Hand, dass der *Lehrer des schwachbegabten Schülers* hohen Anforderungen genügen muss. Von ihm wird psychologische und heilpädagogische Schulung erwartet; die intuitive Erfassung des Schwachbegabten ist notwendig. Er muss auch ausgestattet sein mit Kenntnissen für Unterrichtsplanung und Unterrichtsgestaltung und von der Lernpsychologie etwas verstehen. Wie von jedem Erzieher, werden auch von ihm vielseitige praktische Fähigkeiten verlangt. Wiederum stossen wir auf das Zentrale: Er kann diesen Anforderungen nicht genügen, ohne dass wir ihm helfen! Der Jung-Lehrer muss im Heim spezialisiert, muss eingeführt werden. Die Zusammenarbeit zwischen Heimleitung und Lehrer lohnt sich, die Zeit ist nicht verloren, die dafür aufgewendet wird.

Und wenn alles getan wurde, was man glaubte tun zu können, und der Schwachbegabte trotzdem am Ende der Schulzeit nicht reif und fähig für die berufliche Ausbildung ist, was dann? Prof. Roth empfiehlt das Werkjahr als zusätzliches Schuljahr. Ein Versuch, mit dem man in Zürich und andernorts seit Jahren recht gute Erfahrungen gemacht hat.

Was für alle Erzieherarbeit gilt, gilt wohl für die Arbeit am Schwachbegabten in besonderer Weise: Persönliche Betreuung, bewusste und gestaltete Freizeit, nachgehende Fürsorge.

Die Ausführungen von Prof. Roth fanden eine äusserst dankbare Zuhörerschaft. Seine umfassenden Darlegungen, mit der Gabe, «alte» Pädagogik derart fesselnd neu eindrücklich zu machen, waren für alle Anwesenden ein grosses Erlebnis.

*

Der diesjährige Fortbildungskurs war mit «vier Stimmen aus der Praxis» eingeleitet worden. Er wurde abgeschlossen mit den

Erfahrungen eines langjährigen Praktikers.

Was der Basler Hilfsklassenlehrer und preisgekrönte Jugendschriftsteller *Adolf Heizmann* in aller Kürze am Schlusse darbot, war wirklich das noch fehlende Pünktchen. Nichts hätte die weitgespannten Ausführungen von Prof. Roth besser und einleuchtender bestätigen können, als die Stimme aus dem Alltag. Stichwortartig seien hier einige Gedanken angeführt: Vorsicht bei der Beurteilung und Festlegung des Begriffes der Geistesschwäche. Vorsicht vor der heute überall, beinahe planlos angewendeten Testerei. Wenn schon, dann aber ergänzen durch lange, eingehende Prüfungen. Immer daran denken: Auch der Schwachbegabte hat ein *Recht auf Bildung* wie seine Kameraden. Allerdings ist ihm nicht geholfen, wenn am Stoffplan des Normalschülers einfach einige Abstriche gemacht werden. Das ist keine Hilfe. Es geht darum, ihm Lichter aufzusetzen, ihm zu zeigen, was er kann. Was er nämlich nicht kann, das sagt man ihm zur Genüge, das weiss er schon. Es ist gefährlich und falsch, immer nur zu sagen: Er könnte schon... er will nicht...

Darum geht es: Den Schwachbegabten so zu nehmen, wie er ist. Für ihn müssen wir immer wieder neue Wege suchen, müssen die Mittel bereitstellen und dafür sorgen, dass er von seinen Mitmenschen geachtet wird. Bluffer und Leistungsstreber eignen sich

nicht für diese Arbeit, sie kommen nicht auf ihre Rechnung.

Die Schulfreudigkeit kann auch bei den Schwachbegabten gefördert werden, ebenso ihr Interesse an der Umwelt. Auch ein zusätzliches freiwilliges Schuljahr bewährt sich immer wieder. Ein grosser Prozentsatz Hilfsschüler schliesst erfolgreich die Berufslernjahre ab; im allgemeinen bewähren sie sich im Leben. Vergessen wir das Entscheidende nicht: Den Schulsack nicht gleich packen wie beim Normalen. Geben wir ihm eine eiserne Ration mit, in guter, haltbarer Verpackung, alles erlebt mit allen Sinnen. Sorgen wir für Humor und Fröhlichkeit und kleben wir nicht fanatisch daran, einen Lehrplan unter allen Umständen bis zum Letzten erfüllen zu wollen. Machen wir Mut! Spornen wir an! Bei all unseren Anstrengungen gilt auch hier das grosse Wort: Nicht vom Brot allein! Darum kommt der *Bildung von Gemütswerten* grosse Bedeutung zu. Besuchen wir mit den Hilfsschülern Ausstellungen, Theateraufführungen, Buchhandlungen usw. Vergessen wir nicht, dass der Schwachbegabte in seiner Freizeit besonders gefährdet ist und leicht im Kino untergeht. Vermitteln wir ihm deshalb gesunden Anschluss im Sport, bei Gesang und Musik, in kirchlichen Jugendgruppen, bei Abstinenzvereinen und anderen Kreisen. Unzählige Beispiele aus der täglichen Schultube beweisen, dass sich unser Einsatz lohnt, zum Segen vieler Schwachbegabter. Wenn es uns gelingt, sie in ihrer Eigenart immer besser zu erfassen und ihnen die entsprechende Hilfe zukommen zu lassen, darf auch der Schwachbegabte erleben, ein nützliches und wertvolles Glied unserer Gemeinschaft zu sein.

*

Die ernsthafte Kursarbeit, vom Kursleiter Prof. Dr. P. Moor überlegen und zielbewusst geleitet, wurde aufgelockert durch eine Schifffahrt zu den Rheinhäfen, für welche der Regierungsrat von Basel «verantwortlich» zeichnete. Und am zweiten Abend fand man sich zusammen bei musikalischen Klängen im Casino, bei einer Aufführung im Stadttheater oder in der Komödie, diesem kleinen baslerischen Leckerbissen. Und Eingeweihte trafen sich im angestammten Winkel, in der Hoffnung, etwas vom berühmten geistreichen Basler Witz erlauschen zu können! Ob da oder dort, es war eine arbeitsreiche, bestimmt Frucht tragende Tagung, wofür dem Vorstand herzlich gedankt sei!

E. D.

Elisabeth braucht Liebe

Aus dem Leben eines geistesschwachen Mädchens

Wer glaubt, dass Elternliebe sich von selbst verstehe, hat noch nicht tief genug in das Leben hineingeschaut. Es gibt die verschiedensten Gründe, die zur Ablehnung eines Kindes führen können, auf welche wir hier jedoch nicht eingehen. Wir sprechen auch nicht von der Ablehnung irgend eines Kindes, sondern des geistesschwachen Kindes.

Elisabeth war das erste Kind, welches Familie Boller geschenkt wurde. Die Freude war gross, und wenn man ihm auch im bäuerlichen Milieu nicht diese Aufmerksamkeit schenken konnte, wie dort, wo die Mut-

ter über mehr Zeit verfügt, so erhielt Elisabeth doch ganze warme Mutterliebe. Als Elisabeth sich dann nicht ganz so entwickelte, wie man erwartete, als sie weder gehen noch sprechen lernte zur üblichen Zeit und fast unbeteiligt blieb, wenn man sich mit ihr beschäftigte, spürten die Eltern, dass etwas nicht stimmen konnte. Zuerst wurde dies der Säuglingsfürsorgeschwester gemeldet, diese benachrichtigte den Arzt. Das Kind leide wahrscheinlich an Geistesschwäche, meinte dieser, und dagegen lasse sich nichts tun. Man müsse der Entwicklung den Lauf lassen. Das Sprechen und Gehen werde schon kommen, wenn auch später als bei andern Kindern. Die Eltern mussten dem Arzt glauben, er musste es ja wissen. Doch obwohl sie von der Wahrheit überzeugt waren, konnten sie diese nicht annehmen. Sie wollten kein geistesschwaches Kind. Sie wollten kein dummes Kind, sie wollten keinen «Dubel», wie man dort diese armen Geschöpflein nannte. Sie glaubten, sich schämen zu müssen. Dass ihre Elisabeth ihnen dies antun und geistesschwach sein konnte! Es war gerade, als ob sie ihr die Schuld beimessen wollten. Und für diese Schuld musste sie bestraft werden. Die Mutter gab sich gar nicht mehr besonders liebevoll mit ihr ab — es waren unterdessen zwei kleine Geschwister angerückt, die die Zeit in Anspruch nahmen. Bald hätte, wenn es richtig gewesen wäre, Elisabeth so weit sein können, dass sie etwa den Geschwisterchen hätte schauen oder sonst eine kleine Arbeit hätte verrichten können. Stattdessen gab sie noch zusätzliche Arbeit. Das verzieh ihr die Mutter nicht. Was sie an und für Elisabeth tat, trug das Zeichen der Unwilligkeit und der Vorwurfes. Elisabeth wuchs ohne Liebe auf, auch wenn sie genug zu essen bekam und auch immer etwas zum Anziehen hatte. Und dies ging nicht spurlos an ihr vorüber. Sie nahm ein trotziges, eigensinniges Wesen an, das die Mutter geradezu in die Wut trieb. Wenn sie dann aus dieser heraus ihr Kind anfuhr oder sogar mit einem Klaps bessern wollte, wurde es nur ärger. Das Kind schlug zurück, zerstörte die Dinge, die es erwischen konnte. Es war fast nicht auszuhalten.

Die Pro Infirmis-Fürsorgerin, die von der Sache gehört hatte, kam vorbei und riet den Eltern, Elisabeth in ein Heim für geistesschwache Kinder zu geben. Erst noch zahlen sollten sie für dieses missratene Kind? Das konnte nicht in Frage kommen! Erstens konnten sie nicht und zweitens wollten sie nicht. Es brauchte ein grosses Stück Arbeit, bis die Fürsorgerin sie dazu bringen konnte, zu begreifen, dass gerade die Aufwendungen für solche Kinder gerechtfertigt seien, indem viele durch eine zweckmässige Erziehung und Bildung allerlei Nützliches lernten, während sie ohne Erziehung und Bildung den andern nur im Wege ständen. Als die Eltern die Richtigkeit der Gedanken der Fürsorgerin schliesslich einsahen, kam die Geldfrage. Es war ausgeschlossen, mehr als zwölfhundert Franken im Jahre nur für dieses Kind auf den Tisch zu legen. Schliesslich musste die Familie auch gelebt haben, und es waren ja auch noch andere Kinder da. Nur für die geistesschwache Elisabeth zu arbeiten, das wäre wirklich zu viel verlangt gewesen. Daran dachte auch niemand. Die Fürsorgerin war mit einem bescheidenen monatlichen Elternbeitrag zufrieden und wollte schon Mittel und Wege suchen, um die Finanzierung zu ermöglichen. Es war für sie klar: Das Kind musste fort.

Es war für sie nicht nur eine Geldfrage, es war eine Frage der Liebe.

Das Kind brauchte in erster Linie Liebe. Sie legte Elisabeth der Heimmutter besonders ans Herz. Diese meinte: «Elisabeth wird mir bestimmt lieb werden, ich wäre am falschen Platz, wenn ich nicht gerade für diese Kinder ein Herz hätte». Die Fürsorgerin war dankbar. Elisabeth würde bestimmt ihr trotziges Wesen verlieren, wenn man sie mit Liebe umgab und die Geduld nicht verlor. Um noch mehr Liebe und Sonnenschein auf den Weg des Kindes zu lenken, sorgte die Fürsorgerin ebenfalls — im Zusammenhang mit der Finanzierungsfrage — dafür, dass Elisabeth eine gütige, liebe Pro Infirmis-Patin bekam. Sie fand eine Frau, die nicht nur Geld geben, die auch Mutter sein wollte, gerade das, was Elisabeth brauchte. Die Patin besuchte das Kind öfters im Heim, brachte ihm Spielsachen, und nach anfänglichem Misstrauen hellte sich das finstere Gesichtlein auf. Das Kind verwandelte sich zusehends an der Sonne der Liebe. Die Heimleiterin konnte bald rühmen, dass es zu den anhänglichsten, liebsten und hilfsbereitesten gehöre. Und als die Patin es über Weihnachten zu sich nach Hause nehmen durfte, war sie auch sehr beglückt über ihren kleinen Gast. Die Entwicklung des Kindes war auf guten Wegen. Die Eltern mussten nur stauen, wie sehr sich das Kind verändert hatte, als sie es einmal besuchten. Das Geheimnis war dies: Pro Infirmis trachtete zwar, mit Geld zu helfen, sie kommt darum nie herum, doch war die Liebe, die das Kind erhalten sollte, noch wichtiger. Ohne Liebe wäre das Helfen nicht viel wert.

Dr. E. Brn.

Entscheidende Jahre für unsere Kinder

Die «Schweizerische Vereinigung Schule und Elternhaus» setzt sich zum Ziel, die Zusammenarbeit zwischen Schule und Familie zu fördern und das Elternhaus in vermehrter Masse auf seine ursprüngliche Bedeutung und Verantwortung hinzuweisen. Dieses hohe Ziel soll namentlich durch öffentliche Vorträge über Erziehungsfragen zu erreichen versucht werden. In einem ersten Vortrag sprach der Psychologe Dr. Peter Trapp, Bern, im Börsensaal in Zürich über das Thema

«Sexualerziehung in Familie und Schule».

Wie Dr. Trapp einer stadträtlichen Antwort auf eine Interpellation im Zürcher Gemeinderat entnahm, kann auch in unseren Städten eine zunehmende sexuelle Gefährdung der Jugendlichen festgestellt werden. Der beste Schutz gegen diese Gefährdung bilde eine richtige Sexualerziehung, die vielfach mit dem etwas anrühigen Wort «Aufklärung» umschrieben wird. Eine richtige Sexualerziehung ist für die seelische Gesundheit der Jugend von grösster Bedeutung. Wichtig erscheint, dass die Kinder ihrem jeweiligen Alter entsprechend wahrheitsgetreu Auskunft auf die gestellten Fragen erhalten. Leider werden diese «heiklen» Fragen von den Eltern nicht gerne beantwortet, weil vor allem die Antwort «heikel» ist. Der grösste Teil der Eltern ist in sexuellen Fragen nicht richtig